

Illustriertes Sonntags-Blatt

1917. * Nr. 45

Wochenschrift
zur Unterhaltung und Belehrung.

Das Urteil der Welt.

Erzählung von Elisabeth Fries.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Ellen schüttelte verneinend den Kopf. Sie fühlte sich schwach werden. Die Gefühle, die in ihr tobten, drohten sie zu überwältigen. Aber aus dem Chaos erhob sich gebieterisch das Bewußtsein: Du darfst das Versprechen nicht halten, das Mutter dir abverlangte. Ich muß Ihnen noch sagen —“ begann sie, während ihre vor- tiefzerblauten Wangen sich wieder mit lichter Blut färbten. Er machte eine Bewegung mit der Hand. Alles, was ritter- war in ihm, lehnte sich dagegen auf, diese tödliche Stunde mit zu verbringen, daß er sich von ihr, die er liebte, wie er geglaubt hatte, lieben zu können, erzählen ließ, daß sie schon ihm einen anderen geliebt hatte. Er erinnerte sich deutlich, daß er im Anfang ihrer Bekanntschaft oft gedacht hatte: Das Mädchen hat ja einen Anzug weg! Welcher Ciel mag es fertig ge- macht haben, sie zu tranken?

Das ersparen uns für spä- ter, sagte er. Wenn wir uns einmal sehr lang- weilen, wollen wir uns mit Be- kanntnissen öden. Was, worauf es einzig und allein ankommt, er neigte sich nahe zu ihr und flüsterte: „Ellen — wenn Sie mir nicht wein?“ „Ja“, sagte sie nach, ohne sich zu besinnen. In ihren Augen stellten große Tränen. So viel Mitleid und Vertrauen gab sie auf Erden? „Ich darf also?“ „Befahend sent- sie die Lider. Er nahm ihre Hand und drückte

Die öffentlich: Verlobung war erst gefeiert worden, als Ellen wieder — bald genug — auf beiden Füßen stehen konnte. Es war am Tage danach, als Gerhard eilig in das gemeinsame Wohnzimmer eintretend, seinen Eltern zuflüsterte:

„Heubach ist hier!“

„Wer — wo?“

„Hier im Hause. Heubach. Ich begegnete ihm soeben auf der Treppe.“

In stummem Entsetzen sah das Ehepaar Radow sich an. Einige Augenblicke vergingen in peinlichem Schweigen. Frau Radow war es, die sich zuerst faßte.

„Wir reisen ab. Lange wären wir sowieso nicht mehr ge- blieben. Wenn wir nur verhindern können, daß Ellen ihn trifft!“

„Es wäre entsetzlich! Jetzt, wo das arme Kind endlich auf- steht... Aber es wird sich gar nicht umgehen lassen.“ Herr Radow hatte die Hände auf den Rücken gelegt und ging erregt im Zimmer auf und ab. „Ich werde mit Thorstein sprechen“, sagte er endlich. „Es ist das einzige, was ich tun kann. Ich hätte es ja gleich tun sollen —“

„Nein, auf kei- nen Fall! Das dulde ich nicht. Man kann nicht wissen, wie er es aussieht. Ihr Männer seid da- rin unberechen- bar. Aber laßt mich nur machen. Heute abend, spätestens mor- gen früh können wir reisen.“

„Wohin — wenn's beliebt? Die Schweiz ist ja klein und wir können überall Bekannte treffe- sen, ganz abge- sehen davon, daß wir Heubachs Pläne gar nicht kennen. Wir kön- nen nicht vor ihm fliehen bis an das Ende der Welt. Du kannst schon glauben, es wäre doch das



Deutsches Militär auf dem Marktplatz einer besetzten rumänischen Stadt.

Leipziger Pressebureau.

zärtliche Stöße darauf. „O, du“, flüsterte er, „ahnst du auch, was für Tage ich durchlebt habe?“ Sie gab sich gar keine Mühe zu sprechen. Sie fühlte, es doch nicht zu können. Träne um Träne löste sich nun von ihren Wimpern, und im köstlichen Gefühl des Geborgenseins dul- dete sie, daß er immer noch ihre Hände mit Stößen bedeckte.

richtigste, Thorstein reinen Wein einzuschütten.“

„Unter gar keinen Umständen! Ich verbiete es euch auf das strengste. Hörst du, Gerhard, dir auch!“ Frau Radow war erregt im höchsten Grade. Aber ihr Mann wollte um jeden Preis festbleiben. Sein Ehrgefühl sträubte sich da- gegen, etwas zu tun, was nach seiner ganz bestimmten

A. g. XIII.

Ansicht nicht als richtig bezeichnet werden konnte. Der Streit wurde heftiger von Minute zu Minute. Immer schwereres Geschick wurde aufgeführt. Gerade ging Frau Randow von der Versicherung, daß ihr Vater niemals Verständnis für sie und ihre Kinder gehabt habe, zu der Behauptung über, daß er nur sich und seine Bequemlichkeit lenne, da rief die Glode zum Essen. In bewunderungswürdiger kurzer Zeit glätteten sich die Wogen ihrer Erregung, und als sie wenige Minuten später zwischen ihrem Mann und ihrem Sohne den Speisesaal durchschritt, hätte man dem freundlich lächelnden Gesichte der immer noch schönen Frau unmöglich anmerken können, daß sie sich noch kurz vorher als die unglücklichste Frau dieser Welt bezeichnet habe.

Das Brautpaar war bereits anwesend. Nachdem Thorstein seiner Schwiegermutter die Hand geküßt hatte, wollten alle die gewünschten Plätze einnehmen. In diesem Augenblick sah Frau Randow durch die gegenüberliegende Thür zwei Herren eintreten. Abwartend blieb sie stehen, bis den Neugekommenen ihre Plätze angewiesen waren. Ein Seufzer der Erleichterung schien ihren Lippen zu entfliehen. Von dort war es unmöglich, Ellen zu sehen.

Während sie die Suppe löffelte, machte sie ihre Tochter und deren Verlobten damit bekannt, daß sie abreisen müssen.

„Vater hat nach ichen bekommen, die seine Anwesenheit in Berlin notwendig machen“, sagte sie ruhig. „Und da er voraussichtlich schon in der nächsten Woche geschäftlich nach London muß, so dach'en wir, es sei das einfachste, gleich morgen mit ihm zusammen abzureisen und entweder in Hamburg oder einem holländischen Bad auf ihn zu warten oder aber gleich nach der Insel Wight weiterzureisen.“

„Nach Wight!“ Ellens Gesicht verklärte sich. Sie war, dank der Vorliebe ihrer Mutter für alles Englische in Wight in Pension gewesen und hatte glückliche Tage dort verlebt. Von ihrer Seite hatte Frau Randow also keinen Widerspruch zu fürchten, wie sie ganz richtig angenommen hatte. Triumphierend blickte sie sich um. Ihr Mann sah ganz zusammengekauert auf seinem Stuhl. Er schämte sich für seine Frau und — er fühlte sich mitschuldig, daß er nicht der Komödie ein Ende mache.

Gerhard schien ebenso zu empfinden wie der Vater. Er erklärte, da das Ende seines Urlaubs bevorstehe, hielte er es für richtiger, mit seinem Vater nach Berlin zu fahren und die wenigen Tage dort zu bleiben.

Frau Randow hörte kaum danach hin. Mrs. Priestnall hatte sich der Sache bemächtigt und schilberte Thorstein die himmlischen Vorzüge der Insel, die er noch nicht besucht hatte.

„Es paßt nicht schlecht“, sagte er nachdenklich. „Der Arzt riet mir, einen Seeaufenthalt zu nehmen, ehe ich mich wieder in die Arbeit stürze.“

„Da haben wir es! Das ist ja großartig!“ Mitten im Wort hielt seine Schwiegermutter inne und sah starr und gerade aus. Sie hatte oben in dem Spiegel, der ihr gegenüber hing, ganz deutlich das Bild des Mannes erkannt, den ihre Tochter um keinen Preis der Welt sehen sollte. Wäre Ellens Aufmerksamkeit nicht ganz und gar von ihrem Verlobten in Anspruch genommen gewesen, sie hätte ihn gewiß längst entdeckt.

„Was ist dir, Mama“, fragte das junge Mädchen, als ihre Mutter plötzlich versumte.

„O — nichts. Ich hätte um ein Haar eine Gräte verschluckt“, log Frau Randow ohne Besinnen. Aber ihr tieferblaues Gesicht verriet, daß ihre Worte nicht der Wahrheit entsprachen. Die Mahlzeit wurde ihr zu einer wahren Höllequal. Während sie fremdlich nach allen Seiten hin nickte und antwortete, fühlte sie, wie der Schweiß ihr in großen Tropfen auf die Stirn trat. Unablässig arbeiteten ihre Gedanken. Ellen mußte nachher mit nach oben kommen, damit jede Gefahr einer Begegnung vermieden wurde. Es blieben außerdem noch genügend Möglichkeiten, die man nicht in der Gewalt hatte. Die Abreise mußte um jeden Preis mit Hochdruck betrieben werden! Eine brennende Unruhe hatte sich der Frau bemächtigt; sie wußte kaum noch, was sie tat und sagte.

„Genie abend mußt du dich ohne Ellen trösten“, erklärte sie gegen das Ende des Essens ihrem Schwiegersohn. „Ich brauche sie beim Paden.“

„Ist denn die Sache so eilig?“ fragte Thorstein, dem der Plan ein wenig zu plötzlich kam. Er hatte sich darauf gestreut, mit seiner Braut, die durch ihren Unfall noch wenig genug von der Umgebung Luzerns kannte, kleine Ausflüge zu Wagen zu machen. Außerdem liebte er das Gebirge weit mehr als die See. Am liebsten wäre er mit ihr allein hier geblieben.

Das hatte er ihr soeben ins Ohr geflüstert und sie hatte mit einem raschen heimlichen Händedruck geantwortet.

„Wenn es geht, möchte Papa schon morgen den Vormittagszug um sieben Uhr ach zehn benutzen“, sagte Frau Randow sanft.

„Ihr werdet also — du und Gerhard — ebenfalls den heutigen Abend zum Paden benutzen müssen“, schlug sie vor.

„O, was das betrifft — ich brauche nicht länger als ein halbe Stunde“, erklärte Achim sichtlich. „Ich wünschte, es wäre ebenso schnell fertig und du erlaubst ihr einen kleinen Spaziergang.“

„Das ist ganz unmöglich! Ich will froh sein, wenn wir überhaupt fertig werden.“

Einen Augenblick überlegte Thorstein, ob er seinen Schwiegersohn bitten sollte, wenigstens erst am Nachmittag zu reisen, da der alte Herr fast so in Gedanken versunken, daß er ihn nicht stören mochte.

Endlich war die Mahlzeit zu Ende. Frau Randow alarmierte heimlich auf. Nun galt es, ein wenig zu zögern, damit der Herr die Saal verlassen habe, ehe sie mit ihrer Familie hinausging. Sie verwickelte Mrs. Priestnall in ein kleines Gespräch, als von hinten eine Dame an sie herantrat, die ihr die Hand auf die Schulter legte und ausrief:

„Meine liebe Frau Randow — ist es möglich? Hier treffen wir uns?“

Alle Farbe wich aus den blühenden Wangen der eleganten Frau. „Die Welt ist wirklich nur ein Dorf“, versicherte sie ernsthaft. „Aber wie sehr hat schade, daß Sie erst heute kommen! Wie stehen sozusagen mit einem Fuß schon in der Bahn. Morgen früh geht es weiter.“

„Das bedauere ich allerdings sehr“, sagte die Fremde. „Ich erst fand sie Zeit, die übrigen Glieder der Familie zu begrüßen. Aus den hin- und herwirrenden Worten ging hervor, daß es eine Frau Oberregierungsrat Winneberg war, die von Bekannten aus anscheinend gut mit den Randows bekannt war.

„Darf ich bekannt machen?“ fragte Frau Randow nach merklichem Zögern. Sie stellte Achim Thorstein vor, ohne jedoch hinzusetzen, daß es der Verlobte ihrer Tochter sei. Dann wandte sie sich zu Mrs. Priestnall, der sie lächelnd die neue Bekannte als eine Erbschaft vermachte.

„Denken Sie doch, welcher ergiebigen Gesprächsstoff Sie gleich von vornherein haben: Familie Randow!“

Die Damen lachten und Frau Helene fuhr fort: „Sie können sogleich anfangen, wir müssen jetzt gehen.“

Frau Winneberg trat einen Schritt beiseite und tuschelte zu: „Heubach ist hier! Ich dach'e schon —“

„Dann dach'en Sie verkehrt, mein Liebe“, erwiderte Frau Randow gereizt, als es sonst ihre Art war.

„Meine Tochter —“

„O — ich sehe“, sagte Frau Winneberg, deren Augen Ellen trafen, mit beißendem Spott, „Fräulein Ellen hat bereits gekostet.“

Frau Randow biß sich auf die Lippen; sie antwortete nicht. Doch lächelte sie gleich danach wieder verbindlich, als sie endgültig verabschiedete.

Wer freilich das immer noch weiche, jugendliche Gesicht der schönen Frau unmittelbar nach der Trennung von ihren Familien gesehen hätte, wäre über den Ausdruck von finstern Zorn, der es ersetzte, erstaunt gewesen. Hastig gab sie ihren Tochter Anweisungen wegen des Paden.

In ihrem behaglichen Wohnzimmer angelangt, riß sie Fenster auf, als ob sie erstickend müsse. Dann ließ sie sich erlösen auf das Sofa sinken; ihre Stirn mit ihrem duftenden Talumpuch bedampfend, schloß sie vor sich hin: „Das ist ein Tag! Ich kann nicht mehr!“

Ihr Mann blieb mit über der Brust gekreuzten Armen vor ihr stehen und sagte vorwurfsvoll: „Helene, auf was für ein Schicksal hast du dich eingelassen! Du wirst sehen, es geht nicht gut. Und wenn Ellen diesmal enttäuscht wird —“

„Erbarme dich! Daran dürfen wir nicht denken. Es ist mir gesagt, daß alles so schlimm kommen muß, wie es jetzt aussieht. Und was ich tat, geschah in der besten Absicht von der Welt.“

„Damit ist nicht gesagt, daß es auch zum Guten ausschlagen muß. Vergiß nicht, daß du dich unlärmiger Mittel bedienen mußt.“

„Ich muß doch sehr bitten. Was tat ich denn überhaupt? Ich unterließ —“

„Das ist zuweilen ebenso schlimm. Und du machst alle zu Mitschuldigen. Wenn ich nur von mir reden darf, du, die Rolle, in die du mich hineindrängtest, war erhebelich. Ich kann dir sagen, zum zweiten Male gebe ich mich nicht her, den Trottel zu spielen!“

„Hör auf, hör auf! Du stellst mich hin, als ob ich das aus Schleichheit tue, während du doch wissen müßtest, daß die Sorge für Ellen —“ die Stimme versagte ihr, heiße Tränen stürzten aus ihren Augen. Allmählich tat sie ihm doch leid.

„Beruhige dich nur“, bat er. „Wir müssen suchen, so wie möglich alles gut zu machen. Ich weiß überhaupt nicht, was ich tun soll.“

du dir das denkst. Einmal, und zwar sehr bald werden wir in Berlin sein. Dann soll die Verlobung auch dort sofort öffentlich werden. Ach! ein Berliner Kind — sowie er sich mit Ellen verlobt, haben gute Freunde ihn morgen, vor dem in welcher Einstellung, die ganze Geschichte zugezogen. Es es da nicht besser gewesen, er hätte sie von uns selbst gehört? Mir ist der Gedanke schrecklich, was er sagen wird, daß sie ihm verschwiegen haben."

Herr Randow hatte sich eine Zigarre angezündet. Er lehnte in einem bequemen Sessel und sah den Rauchringen gedankenvoll nach. Seine Frau nagte an ihrer Unterlippe und überlegte. Sollte sie ihn in ihre Pläne einweihen? Sie hatte die Vermutung gemacht, daß es besser ist, wenn die Männer nicht davon wissen. Aber so ungänglich hatte er sich lange nicht gegeben und das Bedürfnis einer Aussprache war übermächtig. Er rückte ihm näher. "Denkst du, das alles hätte ich mir nicht selbst gesagt? Oder warum glaubst du, daß ich gerade die Insel nicht gewählt habe?"

"Du willst doch nicht sagen —?" Erschrocken starrte er sie an. "Wenn du meinst, ob ich sagen will, daß allerlei Umstände dazwischen kommen, die eine schnelle Heirat unserer Tochter unwahrscheinlich machen könnten, so ist das genau, wie ich dachte!"

"Aber Frau! Das ist ja —!" Erregt sprang er auf und lief im Zimmer hin und her. Endlich setzte er sich wieder an ihren Fuß. "Glaube ja nicht, daß ich meine Hand zu solchen Machenschaften biete", sagte er heiser. "Das wäre ein völliger Irrtum. Das ist hierher und nicht weiter! Fühlst du denn nicht, wie du diesem armen Kind beleidigst?"

Die stolze Abwehr, die in seinem Tone lag, reizte Frau Randow unsagbar. "Was willst du denn eigentlich?" fuhr sie ihn an. "Machenschaften? Das Wort verbitte ich mir. Bei deinen überdehnten Geschnitten könnte sehr leicht der Fall eintreten, daß dir eines Tages der Gedanke käme, nach Amerika zu reisen, dort nach dem Rechten zu sehen, da du doch schon einmal in die Fremde bist. Und wer wollte es mir verdenken, wenn ich mir wünschen möchte, um meine leidende Schwester zu besuchen, von dort nach Jahr zu Jahr zurückzukehren? Das ist nur eine Möglichkeit, die vielen! Jetzt natürlich wirst du dich hüten! Wie konnte ich so dumm sein, auch nur einen Augenblick zu denken, ich könnte eine andere Frau meine Sorgen mit einem Mann berauben?"

Wieder lachte sie sich Augen und Stirn. Dann stand sie auf. "Wer können wir nicht bleiben, das steht selbst du wohl ein? Ich, wo auch noch die Winneberg hier ist, ich bin sicher, daß Mrs. Winneberg zur Stunde schon eingeweiht ist! Ich werde also passen." Seufzend erhob sich Randow. "Und ich werde in Gottes Namen die nötigen Schritte für die Abreise tun", sagte er in verändertem Ton. "Dann befehlst du?"

Sie hatte die Hand schon auf der Türklinke zum Nebenzimmer. "Morgen früh sieben Uhr ach und vierzig", sagte sie kurz und bestimmt.

(Fortsetzung folgt.)

Schicksalswende.

Novelle von Martha Grundmann, Lommahsch.

(Nachdruck verboten.)

In einem Hinterzimmer der geräumigen Wohnung der Frau verwitweten Doktor Cornelius hatte Wochen hindurch die Nähmaschine gesummt und geschickte Hände hatten mit Fleiß gearbeitet, was eine junge Braut an Wäsche mit ins eigene Heim mitnehmen sollte. Heute nun stand das Rad der Maschine still.

Die Frau Doktor, eine noch sehr fröhliche Dame, Mitte der vierzig, atmete erleichtert auf und ihre dreißigjährige Tochter, die blonde, glückliche Braut desgleichen. Seit dem 1. Juli war sie nun verlobt und ihr Bräutigam, der Doktor Michael, drängte zur Hochzeit. Liselottes Vater, ein tüchtiger, geachteter Arzt, hatte vor drei Jahren das Zütlische geerbt. Ihr Bräutigam war ein Arzt von Bedeutung. Klug, gewissenhaft und pflichtgetreu. Liselotte war der Mutter Altes. Nach dem Tode ihres Vaters, der sich dem Studium der Theologie widmen wollte. Dann waren noch zwei häßliche Kämpfe, ein niedliches, noch nicht schulpflichtiges Zwillingsschwester. Nora und Hans. Die Mutter liebte ihre vier über alles und umgekehrt war daselbe der Fall. Große Reichtümer hatte Doktor Cornelius in seinem Tode seiner Familie nicht hinterlassen, aber so viel, als letztere anständig und ohne Nahrungsorgen leben konnte.

Auch für die Zukunft der Kinder war gesorgt. Gottfried sollte studieren und Hans, war er dann alt genug, desgleichen. Die Mädchen war gleich als eine Summe bereitgehalten, die ihnen als Mitgift dienen sollte bei ihrer Verheiratung. Wäh-

sen, so würden in bezug auf die kleine Nora noch sehr viel Jahre vergehen müssen, ehe sie in das heiratsfähige Alter kam. Und das war gut. Der Mutter konnte es ja nur wünschenswert sein, ihre kleinste lange um sich haben zu können. So würde sie wenigstens nicht so bald einsam sein.

Abends kam Liselottes Verlobter zu mehrstündigem, manchmal auch nur zu kürzestem Besuch, je nachdem es ihm die Zeit erlaubte. Auch heute abend wurde er erwartet. Man war im Februar und es schneite heftig. Dazu tobte der Sturm, als sei eine ganze Schar böser Geister los. Um so traulicher war's im Zimmer, wo Liselotte neben den Tisch bedeckte. Die Gaslampe warf ihren Schein auf ihr hübsches, frisches Gesicht und ließ des Mädchens blondes Haar wie gepontenes Gold erscheinen. Da klingelte es, Liselotte eilte hinaus, um zu öffnen. Die Zwillinge hinter ihr drein. Es war wirklich der Erschnte. Er küßte zärtlich seine holde Braut und drückte sie fest an sich. Gern hätte er sie lange so fest an sich gedrückt gehalten, aber Nora und Hans drängten sich zwischen das Paar. Sie mußten doch sehen, ob ihnen Onkel Georg — so nannten sie nämlich ihren zukünftigen Schwager — heute etwas mitgebracht. Er tat es zuweilen. Vielleicht auch heute. Aber sie hatten vergebens gehofft. Es gab nichts für die Ledermäuler, die gar zu gern dem Genuß Onkel Georgs Schokolade huldigten; die er mitbrachte, schmeckte stets besonders gut.

Dann saß man am Tische. Die Mutter schien abgespannt und genoß fast nichts. Nicht so lebhaft wie sonst, nahm sie an der Unterhaltung teil. Auf des Doktors und Noras besorgtes Fragen, ob ihr etwas fehle, gab sie zu, nicht ganz wohl zu sein. Sie wolle darum gleich mit den Zwillingen, die stets bald nach dem Abendbrot zu Bett gebracht wurden, zur Ruhe gehen.

So brachte Liselotte Mutter und Geschwister bald zur Ruhe. Sie küßte alle drei und wünschte ihnen gute Nacht. Der Mutter noch besonders, daß sie morgen wieder völlig wohl sein möge.

Zu ihrem Verlobten ins Wohnzimmer zurückgekehrt, holte sie eine Handarbeit herbei, an der sie zu stiden begann.

"Was soll denn das nun wieder werden?" fragte der Doktor neugierig.

"Wäscheschranke", belehrte sie ihn lächelnd.

"Und diese vielen vorgezeichneten Buchstaben willst du stiden? Wie heißt denn eigentlich der Spruch?"

"Was Mütterlein mir einst beschied,
halt ich in diesem Schranke wert,
soll glatt und fein geordnet sein,
wie's christens hielt mein Mütterlein."

sagte sie ihm innig vor. "Es ist ein sehr alter Spruch, aber ich liebe ihn deshalb um so mehr", setzte sie hinzu. "Mutter schon hat ihn einst als Braut für ihren Wäscheschrank gestickt." Darauf unterhielten sie sich von allerlei, doch nur halbblaut, um die Mutter nicht zu stören.

Bevor sich der Doktor verabschiedete, ging er noch einmal mit Liselotte zu deren Mutter ins Schlafzimmer hinüber. Letztere schlief nicht. Sie sei nicht krank, nur abgespannt, meinte sie. Der künftige Schwiegervater wollte sie untersuchen. Aber sie wehrte ab. Fieber war nicht vorhanden.

"Es hat keine Gefahr", meinte sie lächelnd, "morgen früh werde ich schon wieder munter sein."

So verabschiedete er sich denn. "Sollte sich der Zustand der Mutter verschlimmern, so schicke nur das Mädchen zu mir", sagte er draußen zu Liselotte, nachdem er ihr den Nachschlüssel gegeben.

Sie versprach es. Dann schloß sie die Tür hinter ihm.

An diesem Abend lag Liselotte lange Zeit wach. Ein paarmal rief sie leise die Mutter, erhielt aber keine Antwort. Da schlüpfte sie aus dem Bett und machte Licht. Mutter schlief. Tief und sanft wie es schien. Die Atemzüge waren regelmäßig. Das brachte ihr Beruhigung. Als sie wieder im Bett lag, verfiel auch sie in tiefen Schlaf, aus dem sie erst am Morgen gegen sechs Uhr erwachte. Das Wetter draußen hatte ausgetobt und der Mond erhellte trotz der zugezogenen Vorhänge das Zimmer. Liselottes erster Blick galt der Mutter in dem Bett neben dem ihren. Aber was war denn mit Mutter? Des Mädchens Augen weiteten sich vor Entsetzen.

"Mutter, Mutter!" Ohne Rücksicht auf die schlummernden Kleinen zu nehmen, stieß sie in höchster Angst die zwei Worte hervor. Keine Antwort. Da war sie auch schon bei ihr, beugte sich über sie. Der Ausdruck des Entsetzens im Gesicht Liselottes verstärkte sich, als sie in die starren Züge, in die gebrochenen Augen der Mutter sah. Ein eisiger Schauer schüttelte Liselotte. Mit zitternden Fingern machte sie Licht und klingelte dem Mädchen. Und als dieses bestürzt erschien, rief sie ihm angstvoll zu:

"Rasch, Anna, zum Arzt. Zu meinem Verlobten. Er soll kommen, sogleich."

Das Mädchen stürzte fort, ohne zu wissen, um was es sich eigentlich handelte. Nur daß etwas Schlimmes geschehen sein mußte, das fühlte es.



Der große Kanal in Triest. Berliner Ill.-Ges. m. b. H.

In einer Viertelstunde erschien der Doktor. Mit einem zärtlichen Blick umfaßte er sein blondes Lieb, das in einem flüchtig übergeworfenen Morgenrock, das herrliche Haar in zwei lange Zöpfe geflochten, wie Liselotte allabendlich vor dem Schlafengehen tat, auf dem Bettrand der Mutter saß. Sie hielt der letzteren Hand in der ihren. Mit den zärtlichsten Namen hatte sie sie gerufen. Hatte sie vergebens gefleht, ihr doch ein Zeichen des Lebens zu geben. Aber nichts rührte sich in dem marmorblauen Gesicht. Und Liselotte begriff — der Tod war durchs Zimmer gegangen und hatte die geliebte Mutter mit sich genommen. Ihre liebe, schöne, stets so gesunde Mutter!

Da trat Georg stumm neben seine Braut und beugte sich über diejenige, deren Sohn er hatte werden wol-



Regierungsrat Dr. Ludwig v. Hörmann.
(Mit Text.)

starre Schmerz Liselottes. Den blonden Kopf an die Schulter des Geliebten gelehnt, von seinen Armen fest umschlungen, weinte sie sattsungslos. . . . Und nicht weit von dem Paar, schlummerten in ihren weiß-lackierten Betten in schneeigen Kissen Nora und Hans. So süß schlummerten sie mit roten Wädden und lächelndem Mund, ohne zu ahnen, daß das Schicksal ihnen in der verfloffenen Nacht die Mutter geraubt und sie zu Waisen gemacht. Schicksals- wende! — Sie spürten nichts davon.

Das Begräbniß war vorüber. Auf Bruder Gottfried hatte die Stunde



Füregertenant Werner Voh.
(Mit Text.)

Ganz sanft war sie ent- schlafen. Ein schmerzloses Sterben. . . . Still drückte er der Toten die Augen zu. . . .

Nun erst löste sich aber der

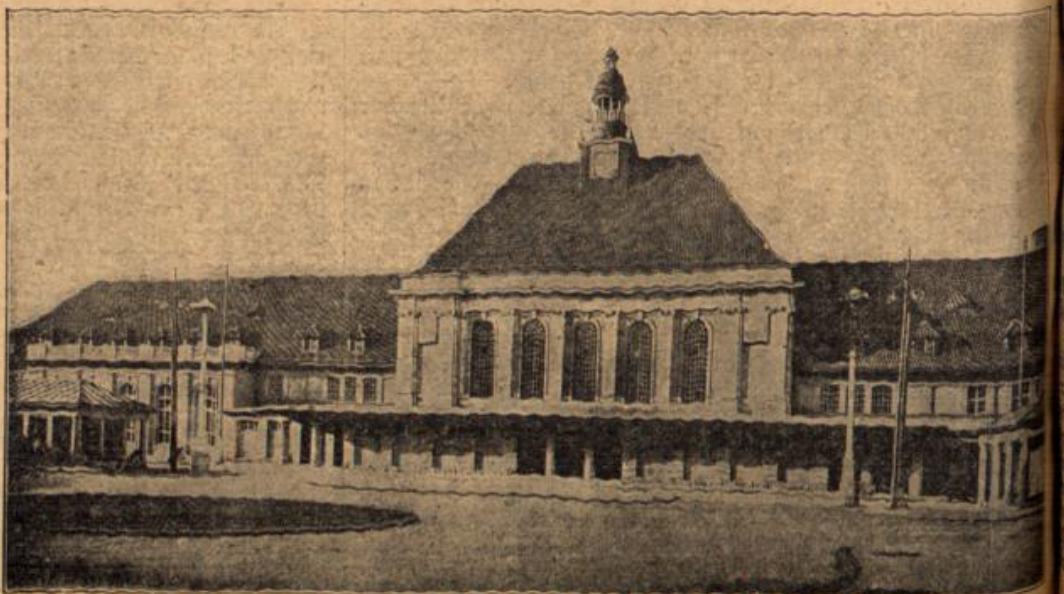
von dem Tode der Mutter geradezu niederichmettern gewirkt. Er faßte es noch immer nicht, das Entsetzliche. Seine Mutter tot, seine vergötterte Mutter. . . . Er saß er am Fenster des Wohnzimmers und grübelte. Was sollte mit Hans und Nora werden, wenn Liselotte heiratete? Sie zu Fremden geben in Pension? Unmöglich. Arme Liselotte. Mitnehmen konnte sie die zween Fünfjährigen nicht in ihre junge Ehe. Welcher Mann mochte er seine Braut noch so sehr lieben — erklärte sich leichtem Herzens für so etwas bereit. Es würde Verdruß geben ohne Ende. . . . Am Abend reiste er ab, ohne mit der Schwester über die Kleinen gesprochen zu haben. Aber er würde ja bald wieder kommen. Dann wollten sie beraten und auch einen Entschluß fassen.

Mit schwerem Herzen erfüllte nun Liselotte die Pflichten des Alltages.

Hans und Nora machten ihr viel zu schaffen. Sie waren untröstlich, daß man die Mama hinaus auf den Friedhof geschafft und daß sie nun niemals wieder kam. Sie tranken und aßen kaum, sondern verlangten nur immerzu nach der Mutter. Die kleine Nora war immer ein überzartes Kind gewesen, die sorgsamster Pflege bedurfte, wenn es gesund bleiben sollte. Um sie sorgte sich Liselotte besonders. Der Bräutigam sprach täglich vor. Aber von der Hochzeit wurde seit Mutter tot war, nicht mehr gesprochen. Und doch dachten beide beständig daran. Eines Tages endlich brachte Georg die Rede darauf. Sie waren allein. Anna war zum Einkaufen in der Stadt und hatte die Kinder mitgenommen. Die Gelegenheit wollten sie zu einer Aussprache benutzen. Liselotte war sich längst darüber klar, daß sie entsagen mußte.



Füregertenant Kurt Wolff, einer der erfolgreichsten Richtshofen-Männern und des Pour le mérite. (Mit Text.)



Der soeben fertiggestellte neue Bahnhof in Görlitz.

Gezwister brauchten sie. Sie mußte Mutterstelle an ihnen
nehmen. Mußte bei ihnen bleiben, für sie sorgen, sie erziehen. . .
Eben so sagte sie es Georg. Doch dieser bestand darauf, daß sie
Frau werde. Die Kinder sollte sie getrost mitbringen.

„Mit zwei so kleinen Geschwistern und so mit Pflichten gegen
mich beladen, sollte ich die Ehe mit dir beginnen, Georg? —
Nein! Ich würde
nicht so widmen
können, wie du es von
der Frau verlangen
kannst. Ein Teil müßte zu
kommen dabei. Ent-
weder du, oder die Kin-
der. Und darum, Georg,
kann es nicht sein. —
Falsch! — Sie
soll mich auf einen an-
deren Weg, als den, den
ich jetzt vor mir sah.
Ich war blumenbestreut
von der Sonne des
glücklichen Lebens. Mein
jetziger Lebensweg wird
nicht steinig und dor-
rlich sein. Aber dennoch
ich ihn tapfer. Das
soll den Eltern, das bin
den Geschwistern schul-
dig. Ich bin keine feige
Person. Selbst Gottfried
achtet mich. So sehr war
ich an der Mutter
Pflege gewöhnt. . .“
Und an mich denkst du
nicht?“ fragte er bit-
terlich. „O, Liselotte — auch
brauche dich ja — du
ja nicht, wie sehr ich
brauche.“
Er riß sie an sich. Er
sah sie leidenschaftlich.
„Daß du mein sein
kannst, sag' es doch nur“,
flüsterte er.

„Ich kann es ja nicht.
Ich es mir doch nicht so
leicht machen, Georg“, sagte sie
mit Tränen. Und dann
sah sie tonlos fort: „Du
erhältst für mich fin-
stern. Georg. Alles Glück
wird ich dir.“

Da gab er sie plötzlich
los. Sein hübsches Ge-
sicht war blaß und um den
Mund zuckte es schmerzlich;
„Du liebst du mich nicht
mehr, wie ich dich liebe,
du müßtest du wissen,
daß ich mir keine ersehen
kann“, sagte er bebend.
Er wandte sich zur Tür.
„Mehr als mein Leben
will ich dich“, rief sie ver-
zweifelt.

„So werde die Meine.“
„Ich kann es ja nicht,
sag' es doch nur, Georg.“
Da ging er. Die Tür
hinter ihm ins Schloß.
Er war allein. —

Fünf Jahre waren ver-
gangen. Liselotte hatte A.
lassen und war mit den
Geschwistern nach D. ge-
zogen, in die Residenz. —
Im ersten Jahre hatte die kleine Nora viel gekränkelt und
sorgsamster Pflege bedurft. Aber nun hatte sie sich heraus-
gerichtet. Sie war in letzter Zeit tüchtig gewachsen und sah
gesund und blühend aus. Hans ging in die Realschule. Und
Gottfried, der Theologe, war bereits Hilfsgeistlicher.
Liselotte selbst waren die Jahre, wie es schien, spurlos

vorübergegangen. Ja, sie war sogar noch schöner geworden.
Den Geschwistern gegenüber zeigte sie sich vorwiegend heiter.
Aber wenn sie allein war, versank sie nur zu oft in schmerzliches
Grübeln. Dann dachte sie an Vergangenes. . . Gestern hatte
sie im Blatt ihres Heimatortes, auf das sie noch immer abonnierte,
die Vermählung ihres einstigen Verlobten mit einer Fabrikanten-



Die kleine Spinnerin. Nach dem Gemälde von H. Rißerger. Photographie-Berlag der Photogr. Union in München. (Mit Text.)

tochter gelesen. Und auch heute abend las sie diese Vermählungs-
anzeige wieder. Sie tat es mit feuchten Augen. So hatte er
also doch Ersatz gefunden für sie. Alles Glück wünschte sie ihm. . .

Und während sie an den Doktor dachte, weilte auch dieser zur
selben Zeit in Gedanken bei ihr. Er, der sich doch eine junge Frau
ins Haus geholt hatte. . . Es war keine Liebesheirat gewesen,

sondern eine Verunstehung. Er hatte fortwährend Bedr. mit den Wirtschaftserinnern gehabt. Die erste hatte sich verheiratet. Die zweite langte nichts. Und die dritte war nicht viel besser als ihre Vorgängerin. Sie kochte schlecht. Trotzdem er ein sehr reichliches Wirtschaftsgeld gab, bekam er nie etwas Ordentliches zu essen. Da riß ihm die Geduld. Durfte er sich keines glücklichen Ehelebens erfreuen, so wollte er wenigstens ein menschenwürdiges Dasein führen. So holte er sich die Frau aus einer Familie, darin er seit langem als Hausarzt verkehrte. Seine junge Frau war weder schön, noch geist- und temperamentvoll. Aber sie würde ihre Pflicht tun und das genügte ihm.

Und während er nun an seinem Schreibtische saß, konnte er es nicht hindern, daß ihm seine Gedanken entflohen. Er wollte sie zurückholen, doch gelang es ihm nicht. Sie weilten bei Liselotte und kamen nicht los von ihr, bis er schließlich energisch aufsprang, um sich zu seiner jungen Frau ins Nebenzimmer zu begeben.

Wieder sind Jahre vergangen. Ein volles Jahrzehnt. Liselottes Geschwister sind ihrer Obhut entwachsen. Und sie selbst kommt sich recht überflüssig vor auf der Welt. Sie zählt jetzt achtunddreißig Jahre. Aber man sieht ihr diese keinesfalls an. Gut zehn Jahre jünger sieht sie aus. Oft geschieht es, wenn sie auf der Straße geht, daß dieser oder jener Herr sich nach ihr umwendet, weil er findet, daß ihre Gestalt königlich, ihr vom schimmernden Blondhaar umgebenes Gesicht bildschön und außerdem anziehend und äußerst sympathisch ist. Selbstverständlich fehlte es ihr auch an Bewerbern nicht. Solange die Geschwister sie brauchten, kam ihr kein Heiratsgedanke. Während der letzten Zeit aber, da es einsam um sie geworden, dachte sie zuweilen daran, wie wohlthuend es sein müßte, wenn sie wieder Pflichten zu erfüllen hätte. Wenn sie jemand unentbehrlich wäre. Wenn man sie brauchte, um glücklich zu sein. Georg war Witwer. — Das wußte sie. — Jetzt könnte sie die Seine werden. Aber er dachte wohl kaum mehr an sie.

Darum, als man ihr eines Tages wieder einen Heiratsantrag machte, wies sie ihn nicht wie sonst kurzerhand ab. Sie erbat sich Bedenkzeit. Acht Tage Bedenkzeit. Es war ein achtbarer Herr, den sie in einer befreundeten Familie kennen gelernt. Ingenieur in Staatsdienst, äußerst solid und weltgewandt. Ein Mann, ohne Fehl und Tadel — wie ihre Bekannten ihn verehrungsbevoll nannten. — Von Liebe ihrerseits konnte natürlich keine Rede sein — nicht von jener Liebe, die sie für Georg erfüllt. Aber mußte es gerade eine solche Liebe sein? Sie sehnte sich so sehr danach, wieder einen Wirkungskreis zu besitzen. — Warum sollte sie nicht Georgs Beispiel folgen und heiraten, wie er es einst getan? Jetzt, wo sie frei war — ganz frei.

Und doch konnte sie sich nicht entschließen. Als die Bedenkzeit vorüber, erhielt der Bewerber eine Absage.

Bruder Gottfried wohnte in Leipzig, längst als Pfarrer in Amt und Würden. Und daneben als glücklichster Ehemann und Vater eines Kindes. Zu ihm — in sein Haus, hatte sie vor kurzem Hans gebracht, damit er in Leipzig die Schule besuche und bei Bruder und Schwägerin wohne. Er wollte Theologie studieren. Geistlicher werden wie sein älterer Bruder. Schließlich die Nora. Diese wollte als Fräulein Erzieherin in einer Rittergutsfamilie. Niemand also brauchte sie mehr. Und sie war doch eigentlich noch so jung. Sollte sie das biblische Alter erreichen, dann lagen noch eine Anzahl Jahrzehnte vor ihr. Ein langer Lebensweg.

Der Mai war ins Land gezogen. Mit Sang und Klang und einer Fülle zartduftender Blumenkinder. An einem wunder-vollen, sonnigen Tage fuhr Liselotte, um die Gräber der Eltern zu besuchen. Außer ihr befanden sich noch einige Damen im Ab- teil, deren Reiseziel auch das ihre war, wie sie aus ihrer Unter- haltung heraus hörte. Sie hatte sich ans Fenster gesetzt und genoß mit durstigem Blick die Schönheit der vorüberfliehenden Land- schaftsbilder. Blühende Bäume, grüne Getreidefelder, saftige, mit Blumen besäete Wiesen. — Da klang ein Name an ihr Ohr: Doktor Reichel. . . Eine der Damen hatte ihn genannt. Liselottes Herzschlag stockte. Hatte sie erst der Unterhaltung der Damen so gut wie keine Beachtung geschenkt, so war sie mit einemmal ganz Ohr. Was ihre Reisegefährtinnen über den Doktor sagten, war einstimmig Lob — höchste Anerkennung. Und was sie weiter über ihn hörte, machte sie dergleichen erregt, daß ihr die Knie zu zittern begannen. Die Damen hatten ihr Bedauern ausgesprochen, daß der Doktor bezüglich des Heiratsens so gar kein Glück habe. Als er sich einst als junger Arzt verlobt, sei's nicht zur Heirat ge- kommen. So tiefunglücklich sollte er deshalb damals gewesen sein, da er seine Braut grenzenlos geliebt. Lange Jahre war er darum wohl auch dem Junggesellenstande treu geblieben. Und als er sich schließlich doch eine Hausfrau geholt, da schien er wirklich, obgleich es keine Liebesheirat gewesen, ein recht zufriedener Ehemann geworden zu sein. Nun war er schon wieder über ein Jahr Witwer. Das Schicksal hatte ihm die Gattin geraubt, aber ein Kind besaß er wenigstens, ein reizendes Töchterchen. . .

Hier endete das Gespräch der Damen, da der Zug plötz- lich hielt. Man war am Ziel. Ganz benommen von dem was gehört, stieg auch Liselotte aus. Sie begab sich zunächst zu einer Gärtnerei, die nahe am Friedhofe lag, um Blumen für Gräber zu kaufen. Soviel sie zu tragen vermochte, nahm sie. Dann betrat sie den Friedhof. Der laue Lenzwind strich leicht durch die Zypressen und Lebensbäume. Auf allen Grä- ringsum ein Blühen und Duft. Und über dem allen ein wohl- loser, tiefblauer Himmel, von dem die Sonne strahlend hernied- grüßte. Nun stand Liselotte an der Eltern Grab. Liselottes Geschwister waren es. Zwischen diesen ein schwarzer Obelisk aus schwedischem Granit, der in goldenen Buchstaben die Namen der Eltern trug, die hier so friedlich schlummerten. Betend, Hände gefaltet, so verharrte Liselotte regungslos eine Weile. Dann schürfte sie die teuren Hügel mit den mitgebrachten Blum- und plötzlich kam sie sich, wie es schon öfter in letzter Zeit der Fall gewesen — wieder grenzenlos einsam und verlassen vor. Ihre Tränen hielt sie in Gedanken Zwiesprache mit den lieben Geschiedenen. Schließlich wurde ihr wieder leichter ums Herz. Ein Zweigchen Efeu pflückte sie sich zum Abschied von jenen Grä- Grab, um sie im Handtäschchen sorgsam zu bergen, bis sie daheim sicher und heilig verwahren konnte.

Dann verließ sie den Friedhof und schlug den Weg zum Bah- hofe ein. In einiger Entfernung kam ein Herr auf sie zu, der ihr bekannt vorkam. Diese hohe Gestalt — dieser Gang, — Art, wie er den Stod trug. . . Sie täuschte sich nicht. Nein, er kannte sie auch sein Gesicht. Er war's — Georg. Noch sah sie nicht, denn sein Blick war zu Boden gerichtet. Aber sein Augenblick konnte er aufsehen. . . Und es geschah. Sie sah, wie er suchte — wie seine Augen sich weiteten. Kein Zweifel, auch er kannte sie. Sein Schritt verlangsamte sich. Dann verdoppelte er ihn und dann — dann stand er vor ihr. . .

„Liselotte!“ Unwillkürlich war der Name seinen Lippen ent- flohen. Beide Hände reichte er ihr, deren Gesicht wie mit Feuer überglommen schien. Sie sah so hübsch aus, — nein, nicht nur hübsch, schön, bildschön trotz ihrer achtunddreißig Jahre. Sie trug ein dunkelblaues Kostüm, einen einfachen schwarzen Hut, dessen zigen Schirm linksseitig angebracht, zwei köstliche, weiße Ha- bildeten. Der Doktor erriet sofort, woher sie kam und wohin ging. Als ob es ganz selbstverständlich sei, kehrte er wieder mit ihr und schloß sich ihr an. Sie mußte ihm von den Geschwistern er- len. Und schließlich erzählte er von sich selbst, daß er Witwer worden, daß er ein kleines Mädchen besitze, das vier Jahre alt sei. „Liselotte,“ sagte er plötzlich nach längerem Schweigen, „de- Geschwister sind nun deiner Obhut entwachsen. Sie brauchen nicht mehr. Du bist frei, endlich ganz frei! Und ich — ich brauche dich, denn ich liebe dich noch immer, tief, innig. Du könntest so glücklich machen. So unglücklich glücklich — und das Kind, mein kleines Liselotte dazu. Wenn du zu uns kommen wolltest, mein Gattin und Mutter meiner Kleinen zu werden?“

Liselotte wollte antworten. Daß er seinem Kind ihren Namen gegeben, rührte sie. Aber da waren plötzlich so viele Menschen um sie her. Vor, neben und hinter ihnen. Der Doktor wurde er- erbietig gegrüßt, mußte erwidern, oder selbst grüßen. So kam sie zum Bahnhof, ohne daß Liselotte ihm Antwort geben gekon- Er nahm sich eine Bahnsteigkarte. Bis zum letzten Augen- wollte er den Anblick ihres lieben Gesichtes aus nächster Nähe genießen. Auch dort waren Menschen um sie her.

„Die Antwort, Liselotte!“ drängte er ungeduldig. Da reichte sie ihm die Hand.

„Sie bedeutet natürlich ein „Ja“,“ gab sie zurück. „Hier können wir nichts weiter reden, Georg. Aber komme zu mir, sobald du kannst.“ Und sie nannte ihm ihre Adresse.

Dann stieg sie ein. Der Schaffner kam und schloß die Thür. Wie in einem Traum befand sich der Doktor. So glücklich war er, daß er verschwante, unsäglich, Worte zu finden.

Nun ließ sie das Fenster herunter, streckte ihm die Hand noch einmal heraus. Da kam ihm die Sprache zurück.

Ihre Hand küssend, sagte er glücklich und seine Augen strahlten dabei: „Heißen Dank, Liselotte! Ich komme. Komme schon morgen.“

Dann ertönte das Abfahrtsignal. Der Zug fuhr davon. Einmal schwenkte der Doktor den Hut, winkte Liselotte mit dem Taschentuch. Darauf verlor er sich in der Ferne. —

Diesmal befand sich Liselotte allein in dem Abteil. Glück- verträumt ließ sie sich in einer Ecke desselben nieder. Und Gedanken begannen zu wandern, zurück in die Vergangenheit. Dann voraus in die Zukunft. Ein neuer Lebensabschnitt begann. Schicksalswende! dachte sie lächelnd. Vor ihrem geistigen Auge dehnte sich ihr künftiger Lebensweg, den sie gemeinsam mit dem Geliebten gehen sollte. So schön war dieser Weg, so blau und geschnitten und hell, denn der Sonnenschein des Glückes ver- leuchtete ihn. . .

Etwas über die schwarzen Diamanten.

Flaubert von Adolf Gustav von Pankow. (Nachdruck verb.)

Il Recht hat man die für das Gedeihen aller Lebewesen inmensbedürftigen Kohlen zureichend „schwarze Diamanten“ zu nennen. In der Tat ist diese Bezeichnung vollst. gerecht, fertigt, in der als schönster Schmuck unserer holden Frauen so hoch verehrte Diamant ist nichts anderes, als nur eine andere Form der Kohle. Dem Scharfsten feinsten grübelnden Kopfe ist es schon gelungen, wenn auch nur in begrenztem Maße, das Geheimnis der Natur nachzuahmen, aus Kohlen Diamanten zu schaffen, doch lassen die erlangenen Produkte erhoffen, daß die volle Lösung der Aufgabe nur eine Frage der Zeit ist. Es dürfte nämlich bekannt sein, daß vor Frankreich, dessen Gruben überdies zum weitaus größten Teil zurzeit in ihrem Besitz sind, dem kohlenreichen Belgien, dessen Erträge ebenfalls innewohnen, Deutschland das kohlenreichste Land Europas ist, und schon aus diesem Grunde dürfte der Sieg unserer Erde über uns sehr fraglich sein, denn auch England, dessen Kohlenvorräte früher fälschlich mit Unrecht viel zu hoch eingeschätzt waren, kann nicht darin mit uns konkurrieren. Von anderen Ländern der Erde kann sich nur Amerika mit uns messen, das wiederum von China weit überboten wird, dessen Kohlenreiche aber häufig nicht in Betracht kommen, da sie noch der Erschließung bedürftig sind. Das alles sind Tatsachen, die nicht anzusehen sind.

Die traurige Lage des ränkevollen Italien versteht man, das mit einem armseligen Kohlenertrags auszuweichen kann. Nichts hätten unsere Eisenbahnen, unsere kohlenfressenden sieghaften Kriegsschiffe das leisten können, was sie geleistet haben, die Heile des Vaterlandes. Niemals unsere Maschinen-Kriegsmaschinen ihre ungeheure Aufgabe zu bewältigen vermögen. Und ist nicht weiter alles von der Kohle abhängig. Die gesamte Industrie könnte ohne sie und das glücklicherweise ebenfalls überflüssig vorhandene Eisen nicht auskommen. Dabei muß das ja auch erst aus seinen Erzen durch Kohlen bzw. dem aus Kohlen hervorgegangenen Koks ausgeschmolzen werden.

Viele Körper in der Natur begegnen uns in den verschiedensten Formen, die ihrem Wesen nach jedoch allen sich von einem Grundstoff gebildet werden. Es ist bewundernswert, wie hier die Natur gearbeitet hat. Die heutige fertige schwarze Kohle, die aus dunklen Schichten tief unter der Erde gewonnen ist, um sich hier als Licht- und Lebensspender zu erweisen, ist niemals durch Beihilfe der Allmächtigen Sonne entstanden, um Jahrmillionen als üppige Pflanzen und Bäume emporzuwachsen, um so schnell, wie sie entstanden, wieder zu versinken in den ungeheuren Sümpfen der urvorweltlichen Zeiten zu vermodern und sich zur Kohle umzuwandeln. Die Struktur von den Bäumen, Niesensamen und dergleichen, läßt sich noch in den Kohlen erkennen. Kohle aber konnte die Pflanze werden dadurch, daß sie selber Kohlenstoff enthielt, den sie der Kohlenäure der Luft entnahmen und mit Hilfe des Sauerstoffs bildeten.

Wenn wir also sagen, daß unsere Kohlen letzten Grundes der Luft kommen, so ist diese Aussage keineswegs „aus der Luft gegriffen“. Die spätere Umwandlung jener vermodernden Massen aber können wir uns verständlicher machen, wenn wir die Aufmerksamkeit auf eine ähnliche Erscheinung der viel älteren Zeit lenken, nämlich auf die Torfbildung. Auch der Torf ist das Ergebnis der Vermoderung von Pflanzen, und er hat sich weiterhin, wenn ihm dazu Zeit gelassen würde, in schon dunklere Braunkohle verwandeln, um endlich zur schwarzen Steinkohle zu werden.

Sollen wir noch einen Schritt weitergehen, so kommen wir zu den eine Stufe höher stehenden Anthrazit, dem nicht viel fehlt am reinen Kohlenstoff, wie Graphit und Diamant. Diese Beimischungen der natürlichen Kohlen können unter Umständen recht gefährlich werden; denn das so genannte Grubengas der Kohlenbergwerke ist nichts anderes, als Kohlenwasserstoff in Gasform frei werdende Verbindungen des Kohlenstoffs. Die Kohlen sind eben noch in steter Weiterentwicklung begriffen. Aber dem auch stetig fortschreitenden Mensch ist es gelungen, aus allen, oft zufälligen Erfahrungen, Kenntnisse über die Eigenschaften der Kohlen zu gewinnen. Als unter anderem aus den Eisenerzen das eiserne Metall zu gewinnen wollte, wozu so lange die Holzkohle gedient hatte, so es sich, daß die Steinkohle verschlackt und verleert und durch den Schmelzprozeß erschwerter. Bei dem Versuch, zuerst den Kohlen diese hemmenden Bestandteile herauszuziehen, so man auf den sogenannten Koks, die reine Kohle, die sich in jeder Beziehung als vortrefflich erwies. Aber nicht lange waren diese Auscheidungen Abfallstoffe. Der Teer mußte sich

alle möglichen weiteren Verwandlungen gefallen lassen, und die in der ganzen Welt einzig dastehende deutsche Farbenindustrie nahm hier ihren Ausgangspunkt. Alle die bunten, grellen, auch oft so zarten Farben unserer in Ausland so viel begehrten Textilstoffe, Anilin- wie Alizarinfarben, rühren aus dem schmierigen Teer her. Und weiter die ganzen neueren Arzneimittel, wie Aspirin, Antipyrin, Salvarsan usw., kommen aus diesem Abfallprodukt der Kohle. Hier hat wieder die deutsche Wissenschaft die größten Triumphe gefeiert. Und wie durch diese neuen Stoffe als unersehbar geltende natürliche Farbstoffe, wie zum Beispiel Indigo, sogar noch an Echtheit überboten wurden, so haben wir uns andererseits von den teuren ausländischen Stoffen und pflanzlichen Präparaten, wie Chinin, frei machen können. So hat es England erleben müssen, daß die Abnehmer für seine Indigopflanzen sich nicht wieder einfanden und das bessere und dabei billigere deutsche Präparat vorzogen.

Eine der schwerwiegendsten und epochenmachendsten Erfindungen war vor zirka hundert Jahren die Gewinnung des Leuchtgases aus der schwarzen Steinkohle, das sich mit seiner sieghaften Leuchtkraft die Welt erobert hat; man aber beginnen muß, der Elektrizität zu weichen.

Aus all dem Angeführten sind aber die aus der Steinkohle resultierenden Eigenschaften nur zum Teil erschöpft, namentlich hat die moderne Chemie „den schwarzen Diamanten“ noch vieles zu danken.

Verwendung von Chlorkalk zum Bleichen der Wäsche.

Schöne helle Wäsche ist der Stolz der Hausfrau. Mit liebevoller Hand wird sie täglich die aufgeschichteten blendend weißen Stöße ihres Wäschestandes mustern. Auf dem Lande haben es die Hausfrauen bequemer als in der Stadt. Sie brauchen hier keine künstlichen Mittel. Der ozonisierende Sauerstoff der Luft besorgt hier das Geschäft des Bleichens, oder die Wäsche wird auf dem Bleichplatz ausgebreitet und mit Wasser übergossen. Nicht so leicht haben es die meisten Stadtfrauen. Sie haben keine Möglichkeit, ihre Wäsche frei im Winde flattern zu lassen und das Geschäft des Bleichens der Natur zu überlassen. Kaum steht ihnen ein kleiner düsterer Trockenboden zur Verfügung. Doch möchten sie auch blendend weiße Wäsche haben. Es bleibt ihnen also nichts weiter übrig, als ihre Zuflucht zu künstlichen Bleichmitteln zu nehmen. In erster Linie steht ihnen da nun der Chlorkalk zur Verfügung. Von der guten Wirkung des Chlors sind sie wohl überzeugt, doch haben sie ein gewisses Mißtrauen gegen ihn, da sie befürchten, daß durch die Behandlung mit Chlor die Wäsche mürbe und brüchig wird. Bei richtiger Anwendung des Chlors ist jedoch absolut keine Gefahr. Nachdem durch das Chlor die gelbliche Farbe im Leinen zerstört ist, muß auch das Chlor unter allen Umständen vollständig daraus entfernt werden, da sonst die Fasern des Gewebes angegriffen würden. Dies geschieht entweder durch anhaltendes Entwässern der Wäsche in kaltem, klarem Wasser, oder man bringt die Wäsche in ein Antichlorbad. Dies bewerkstelligt man in folgender Weise. Man löst für 10 Pfennig unterschwefelhaftes Natrium in etwa zwei Liter kochendem Wasser auf, schüttet diese Lösung in einen großen Kübel mit Wasser, in dem man die Wäsche ausziehen läßt. Sobald das Natrium mit dem Chlorkalk in Berührung kommt, geht es in eine andere, für die Wäsche vollständig unschädliche Verbindung über. Aus dem Chlorkalk wird das Chlorkalzium. Wird die Wäsche in dieser Weise behandelt, so wird man nie über Schäden durch Chlorkalk zu klagen haben. Bleibt dagegen das Chlor im Gewebe, so werden wir stets den unangenehmen Chlorgeruch vor der Nase haben, und die Wäsche muß unbedingt nitleiden. E. Fuchs.

Fürs Haus



Jenen Apfel, die man als Kompost, Dampfpfeife usw. ganz verwenden will, ist das Kernhaus auszustechen; dies geschieht am einfachsten durch den Kolonnenausstecher. Die Art und Weise der Benutzung kennzeichnet unsere Abbildung. Es wird daran erinnert, daß das Ausstechen des Kernhauses vor dem Schalen des Apfels zu erfolgen hat, da nach dem Schalen die Apfel leicht auseinanderbrechen.

Unsere Bilder

Regierungsrat Dr. Ludwig v. Hörmann, vielgelesener Schriftsteller und hervorragender Forscher auf dem Gebiet der Tiroler Volkskunde, vollendete am 12. Oktober in Innsbruck sein 80. Lebensjahr; er ist einer der besten Kenner des Tiroler Volkes und hat sich durch eine große Anzahl von Werken und Schriften um die Aufklärung über sein Heimatland und dessen Volksleben verdient gemacht. Er ist 1837 in Feldkirch (Vorarlberg) geboren und mit der Dichterin Angelika v. Hörmann verheiratet.



Ährenkronen.

Max: „Ach, lieber Onkel, ach, du machst aus mir und Papa keine Keger?“
Erborstel: „Ach, woher denn, Junge!“
Max: „Papa sagt, bis du fürdest, wäntest wir schwarz werden!“

seit 1915 Offizier. Seine Beisehung erfolgte in Memel.

Die kleine Spinnerin. Albert Ribberger, ein Schüler Angelis, dieser Fierde der Wiener Akademie, zählt zu den bekanntesten Genremalern Österreichs. Das ländliche Genre insbesondere liegt dem Meister, der in allen seinen Bildern, der Heimatkunst huldigend, das Dichtenvort befolgt: „Das Gute liegt so nah“. Jeder neue „Ribberger“ ist ein Beweis dafür, daß in den Bauernstuben der alpinen Gebirgsdörfer, trotz Festregger und seiner Schule, auch der Maler, welcher eigene Wege zu wandeln liebt, seine Motive finden kann. Die Spinnerinnen der kleinen blonden Spinnerin finden in der bäuerlichen Brunnstube ein derart anmutiges, sachverständiges „Damenpublikum“, daß wir dem Künstler dafür Dank wissen müssen, daß er es zum Gegenstand seines Bildes gemacht hat, in dem auch das bäuerliche Milieu einen sehr hochtalentierten Schilderer gefunden hat.

Allerlei

Becheiden. Madame: „Wie seltsam sich das trifft: Ihr Bräutigam ist jetzt im Felde der Vornehmste meines Mannes!“ — Adelin: „Ja, aber Sie können beruhigt sein, gnädige Frau, ich werde Sie deshalb durchaus nicht über die Achseln ansehen!“

Wie Feldmarschall Blücher Posten stand. Als im Jahre 1813 die preussischen Truppen zusammen mit den Russen gegen Frankreich zogen, hatten sie oft genug von diesen Verbündeten und deren Vorliebe für Plünderungen zu leiden, denn die Moskowitzer schonten auch die Erde nicht, wo die Preussen Quartier nahmen, und hießen gelegentlich auch ihr Hab und Gut mitgehen. So wurde auch eines Abends das Haus, in dem der Feldmarschall Fürst Blücher einquartiert war, von einem Haufen Russen überfallen, die sich darin als „echt russische Leute“ zu betätigen gedachten. Zufälligerweise befand sich nur Blücher mit seinem Bedienten im Hause, während der mitgequartierte Adjutant und die weitere Begleitung abwesend waren. Sofort warf sich der Marschall mit der Waffe den Plünderern entgegen, und es gelang ihm und dem Bedienten wirklich, die Russen aus dem Hause zu drängen. Dann aber hieß es, vor weiteren Überfällen auf der Hut zu sein, und da eben niemand sonst in der Nähe war, stellte Blücher den Bedienten mit geladenem Gewehr als Posten an die vordere Tür des Hauses und sich selbst in gleicher Ausrüstung und Eigenschaft an die hintere. Als nachher der Adjutant zurückkehrte, war er nicht wenig erstaunt, den General mit geschulterter Büchse und natürlich in mordsmäßig wütender Stimmung am Posten stehend zu finden. — B. S.

Vogelfreie Ware. Daß auch den Engländern die Geschäftspraktiken der lieben amerikanischen Bettlern manchmal recht unbequem werden, davon kann der Londoner Water Cecil Aldin ein Lied singen. Er hatte verschiedene Serien heiterer Genrebilder gezeichnet, die im großen vervielfältigt und gern gekauft wurden. Unglücklicherweise waren sie in Amerika nicht geschätzt und er erfuhr unter der Hand, daß sie dort womöglich noch beliebter und verbreiteter seien. Er beschloß, sich davon an Ort und Stelle zu überzeugen und fuhr hinüber. Tatsächlich fand er, daß „dort drüben“

die Leute nach seinen Arbeiten förmlich toll waren, daß sie in jeder Ausgenutzt wurden, nicht nur als Sammelbilder, sondern auch als Vorlagen zum Zeichnen und Malen, als Stickerien auf Kissen, Decken, Vorhängen, als Porzellanmalerei auf Schüsseln, Teller und dergl. m. Kein verschiedene Firmen hatten sich des Vertriebes seiner Arbeiten bemächtigt, ohne ihm auch nur einen Cent für seine Urheberchaft zu zahlen. Den Gipfel erreichte die Unverschämtheit, als er auf einem Absteiger in Chicago in der Bahn die Bekanntschaft eines Herrn machte, mit dem er angeregt plauderte, daß er schließlich sich ihm vorstellte. Da nämlich überraschte sein neuer Freund ihn durch den Ausruf: „Ah, Mr. Aldin, ich bin entzückt, Ihre Bekanntschaft zu machen! Ich bin Kunstverleger und habe Ihre Bilder in Tausenden habe ich sie gedruckt und verkauft und einen Haufen Geld damit gemacht.“ Mit sauer-süßem Lächeln erwiderte der Künstler, der ein genug Geschäftsmann gewesen war, um sich das Urheberrecht an seinen Arbeiten in Amerika zu sichern: „Das ist mehr, als ich von mir bekommen kann, denn ich habe von der außerordentlich reichen Vervielfältigung meiner Werke diesseits des Ozeans auch nicht einen Cent erhalten.“ So liebenswürdig der neue Bekannte sich bis dahin gezeigt hatte — so erreichte seine Liebenswürdigkeit und anständige Gesinnung denn doch hier nicht, daß er sich erboten hätte, dem geschädigten Künstler freundschaftlich auch nur den geringfügigsten Anteil an seinem Profit herauszurufen. — Mr. Aldin hat in der Londoner Zeitschrift „Cassell's Magazine“ durch die Feder eines Verehrers seinen Unmut über diese nackte Selbstsucht der Amerikaner deutlich Ausdruck verliehen.

Gemeinnütziges

Winkel für Haltbarmachung des Pflaumenmuses. Zur unliebsamen Überraschung vieler Hausfrauen, die Pflaumenmus einkochten, zeigt sich, daß sich das Mus gar nicht hält, sondern nach kurzer Zeit schon beschlägt und schimmelt. Das ist nun natürlich sehr unangenehm, denn das Pflaumenmus, das keinen Zucker beim Einkochen brauchte, sollte ein Ersatz für die anderen, nur mit Zucker einlegbaren Obstmusarten sein, auf den man wegen des Zuckermangels verzichten muß. Ein öfteres Aufkochen des Pflaumenmuses hält ja die Schimmelbildung fern, aber dabei verliert immer ein gewisser Teil verloren, und das Mus wird zäh und ungenießbar. Auch kommt beim Nachkochen des Pflaumenmuses, besonders wenn es schon sehr dick eingekocht war, zu leicht ein Anbrennen am Boden des Kochgeschirres vor, was dann wieder einen Verlust an Mus und Einbuße des Wohlgeschmacks bedeutet. Nachstehende Erfahrungen vermeiden diese Abstände und erhöhen trotzdem die Haltbarkeit des Pflaumenmuses. Man lege auf die besonders leicht zur Schimmelbildung neigende Oberfläche jedes Einlegegefäßes ein in Rum getauchtes Pergamentpapier. In dem Rum löse man vorher eine Feederneßessenz voll Salzpulver auf. Als und zu sehe man nach, ob der Inhalt des Einlegegefäßes tadellos ist und beträufel das oben auf liegende Rumpapier mit neuem Rum, weil dieser nach einiger Zeit verdunstet. Auch eine Salzsäurelösung unter das Pflaumenmus genügt, ist dort rationeller, wo der Aufbewahrungsort nicht kühl und trocken genug und die Gefahr des Schimmelwerdens des Pflaumenmuses doppelt groß ist. Salzsäure erhält man in Apotheken oder Drogeriehandlungen. Die Gebrauchsanweisung, wieviel davon zum Zweck der Haltbarmachung zu nehmen ist, befindet sich in dem Zulverpackchen. Auch ein unter dem Namen „Pflaumenmuswürze“ im Handel erscheinendes Mittel hat sich gut bewährt. Ist man genötigt, das Pflaumenmus aufzukochen, so stelle es auf einen Abstellort, damit ein Anbrennen vermieden wird. Sodann veräume man nicht, das Einlegegefäß vor dem Reinsetzen des Muses gut zu säubern und auszuschwefeln.

Dem Beerenobst tut gründliche Bodenpflege im Herbst sehr gut. Viele Schädlinge nisten sich im Boden ein. Sie werden durch die Bodenpflege vernichtet. Man streue gleichzeitig Kalk unter.

Quadraträtsel.

A	A	A	E
E	E	F	G
G	I	L	L
M	M	R	R

Die Buchstaben sind so zu vertauschen, daß die entstehenden waagerechten und senkrechten Reihen gleichlautend werden. Die Lösungen: 1) Eine Stadt. 2) Ein berühmter vorläufiger Seefahrer. 3) Ein männl. Vorname. 4) Ein männl. Vorname. 5) Hh. Spaltisch.

Bilderrätsel.



Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösung des Logogriffs in voriger Nummer:

Sage, Post, Tage.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Schriftleitung von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.